



Durchschaut!

Vive la petite différence

von Egon Schwarz

Mein Beitrag will unter seiner heiteren, ironisch gekräuselten Oberfläche immerhin ernst zu nehmende Aussagen machen. Der Spott, den Sie hier und da entdecken mögen, richtet sich aber lediglich gegen Exzesse, vor denen der geneigte Leser jedoch sicherlich gefeit ist.

Zur Einführung möchte ich an ein Gedicht erinnern, das Friedrich Gottlieb Klopstock 1770, man kann sagen zu Beginn der modernen deutschen Literaturgeschichte, geschrieben hat. Darin rühmt er die Erscheinung der deutschen Frau:

*Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau, und sanft mein Blick;
ich hab' ein Herz,
das edel ist und stolz und gut.*

Dies ist die erste von acht Strophen, in denen der Barde, wie er von seinen Zeitgenossen genannt wurde, sein blauäugiges Geschöpf in vielfachen Spiegelungen zeigt. Am Ende gilt sein Augenmerk der Vermählung des deutschen Mädchens, er fordert es auf, einen seiner großen deutschen Eigenschaften würdigen Partner zu erwählen, und von diesem verlangt er, dass er genau so treu und aufrecht sei wie seine Gefährtin.

Warum die Ironie? Was schadet es, das Preislied eines solchen Ausbunds von Schönheit und Tugend zu singen? Es würde nichts geschadet haben, wenn es der zufällige und einmalige Ausdruck patriotischen Eifers gewesen wäre. Aber die lautstarke Äußerung solcher Gefühle war zur Mode geworden, Zeichen eines anschwellenden Nationalismus in Europa, besonders in dem total zerspaltenen, rückständigen Deutschland, das allerhöchstens als Sprach- und Kulturgemeinschaft angesehen werden konnte. Das Gedicht trug den Titel „Vaterlandslied“. Es spricht von dem „süßen“ Laut dieses Namens, es wird ausfällig gegen alle Fremden und endet mit dem feierlichen Versprechen des Mädchens, nur einen Deutschen zu heiraten.

Ich bin sicher, dass es diese Züge waren, die den Mathematiker, Physiker und Aufklärungsphilosophen Georg Christoph Lichtenberg bewogen, unter dem Deckmantel einer Antwort auf das Gedicht des vielverehrten Klopstock Einspruch gegen die neuen Bestrebungen einzulegen, in denen er einen gefähr-

lichen Wahnsinn erblickte. Ich zitiere einiges aus seiner Gegenrede und bitte Sie, sich seine Formulierungen, so gut Sie können, einzuprägen, da ich am Schluss meiner Ausführungen noch einmal auf sie zurückkomme:

Es gibt heute eine gewisse Art Leute, meistens junge Dichter, die das Wort Deutsch fast immer mit offenen Nasenlöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß der Patriotismus bei diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke tun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, russisches oder otaheitisches? Wollt ihr damit sagen, daß die Deutschen auch Geist und Talent besitzen? Oh, das leugnet nur ein Unwissender oder ein Tor. Ich stelle mich zum Beweis, wenn er sich zur Behauptung stellt. Er sei Prinz, Duc, Bischof, Lord, Alderman, Don oder was er will. Gut, das ist ein Narr oder Unwissender, wer das leugnet, das nehme ich schlechtweg an. Ich bitte euch, Landsleute, laßt diese gänzlich unnütze Prahlerei. (1774)

Diese Antwort lässt sich auf alle existierenden Vorurteile und Chauvinismen anwenden. Schade nur, dass die Mehrheit der Deutschen es vorgezogen hat, auf Klopstock statt auf Lichtenberg zu hören; und obwohl sich auf beiden Seiten der Frage Argumente finden ließen, spricht doch vieles dafür, dass sich die Frauen innerhalb der deutschen Entwicklungen kaum vorteilhaft von den Männern unterschieden haben.

Das Motto, das ich meinen Überlegungen zur Geschlechterfrage voranstellen möchte, stammt aus der wohlbekannten Szenenfolge „Der Reigen“ von Arthur Schnitzler. Es lautet: „Glück? Bitt Sie, Fräulein, Glück gibt's nicht. Überhaupt gerade die Sachen, von denen am meisten g'redt wird, gibt's nicht... zum Beispiel die Liebe.“ Freilich darf man dabei nicht vergessen, dass der Graf, dem diese Worte in den Mund gelegt sind, ein unzuverlässiger Charakter ist und dass man eine satirische Farce wie den „Reigen“ nicht allzu ernst nehmen sollte. Vor allem aber darf man Schnitzler selbst nicht auf die Aussage einer seiner Gestalten festlegen wollen. Wie in jeder guten Literatur muss man in solchen Äußerungen ein Sinnangebot sehen, eine Aufforderung an den Leser, nachzudenken und seine eigenen Schlüsse zu ziehen.



Was nun Liebe und Geschlecht betrifft, so muss man sich klar sein, dass diese Mächte den Menschen zwar das ganze Leben hindurch begleiten, aber nicht in jeder Lebensperiode die gleiche Intensität beanspruchen. Ihre Manifestationen werden ohne Zweifel im Lauf der Zeit schwächer.

Wie dem auch sei, ich will, so gut es geht, mein Verhältnis zu unserem Gegenstand chronologisch gestalten.

Eine meiner ersten Begegnungen mit der Geschlechterfrage fand in der Schule statt, und zwar im Zusammenhang mit den Hauptwörtern. Ich wuchs deutschsprachig auf, und jedermann weiß, dass Deutsch nicht zwei, sondern drei Geschlechter hat, *der die das*, das männliche, weibliche und sächliche Geschlecht. Linguisten und Grammatiker mit metaphysischen Neigungen haben schon wiederholt ihre tief sinnigen Versuche angestellt, diese drei in der Natur zu verankern. Aber sie sind dabei immer wieder auf Schwierigkeiten gestoßen. Dass auf Deutsch das Messer sächlich, die Gabel jedoch weiblich und der Löffel männlich ist, spottet einfach jeder Logik. Das Gleiche gilt für die Tür, das Fenster und den Tisch. Es fehlt nicht an Psychoanalytikern, die uns einreden wollen, dass die Tür, durch die man ins Haus gelangt, feminin sei, weil sie feminin sein müsse. Aber warum ist dann das Haus selbst Neutrum? Nein, auch die Freud'sche Logik bringt uns nicht viel weiter, denn es gibt jede Menge im psychoanalytischen Sinn weibliche Phänomene wie Zimmer und Raum, die es im grammatikalischen Sinn nicht sind. Der weiblichen Tür entspricht zudem das sächliche Tor, und schon ist die ganze schöne Theorie über den Haufen geworfen. Woran sind wir also? Salvador de Madariaga, ein angesehener spanischer Autor und Gelehrter, hat versucht, das Rätsel zu lösen, indem er diese Absurditäten dem teutonischen Geist in die Schuhe schob und umgekehrt die sprachliche Logik für die romanischen Sprachen in Anspruch nahm. In seinem Buch „Bosquejo de Europa“ (in der deutschen

Übersetzung „Porträt Europas“) wirft er sich ungehemmt der fragwürdigen und längst diskreditierten Praxis einer Nationalcharakterologie in die Arme und vollführt einen irren Ritt durch Geschichte, Geographie und leider auch Etymologie. Er beschuldigt die deutsche Sprache der sexuellen Perversion, weil sie dem Mond einen maskulinen und der Sonne einen femininen Artikel zuweist, während doch in Spanien, Frankreich und Italien jedes Kind wisse, dass das Gegenteil richtig sei: *la luna* oder *la lune* und *el sol*, *le soleil* bzw. *il sole*. Wir lächeln über solche Naivität. Es bedarf keines besonders hochausgebildeten Sinnes für Gerechtigkeit, um zu

erkennen, dass Madariagas Urteil unfair ist, dass es auf Ethnozentrismus, ja linguistischem Chauvinismus fußt, weil es völlig der kulturellen Willkür überlassen bleibt, ob wir den einen Planeten zur weiblichen Venus, den anderen zum männlichen Mars machen. Madariaga fand aber noch schlimmere Beweisstücke für seine Theorie, zum Beispiel die Tatsache, dass auf Deutsch ein Mädchen kein eigentliches Geschlecht habe bzw. ein sächliches, ja dass selbst das Weib, für das es nun keinerlei Ausrede gäbe, ein Neutrum sei. Im Deutschen ist

zugegebenerweise jedes Kind, ob nun Mädchen oder Knabe, ein Neutrum, nämlich das Kind, und das gleiche Schicksal trifft jedes verkleinerte Hauptwort, ungeachtet wes Geschlechts es ursprünglich war und welches Diminutivsuffix man verwendet, -chen oder -lein.

Mark Twain hat in seinem köstlich humoristischen und zu Recht berühmten Essay „The awful German language“ eine ganze Geschichte zusammengeklittert, die im Deutschen unanfechtbar, aber auf Englisch grauslich grotesk klingt. Ich muss natürlich darauf verzichten, sie in ihrer Gänze zu zitieren, aber ein paar Zeilen zitiere ich dennoch, um Ihnen einen Geschmack davon zu geben:

It is a bleak Day (wobei Twain natürlich Day und alle anderen Substantive, wie es nun einem im Deutschen vorgeschrieben ist, mit einem Großbuchstaben ver-



Bild: www.lapresrupture.gc.ca



sieht). Hear the Rain, how he purs, and the Hail, how he rattles; and see the Snow, how he drifts along, and oh the Mud, how deep he is! And the poor Fishwife, it is stuck fast in the Mire; it has dropped its Basket of Fishes; and its Hands have been cut by the Scales as it seizes some of the falling Creatures; and one Scale has even got into its Eye, and it cannot get out of Him, alas he is drowned by the raging of the Storm. And now a Tomcat has got one of the Fishes and she will surely escape with him,

und so weiter und so fort.

Aber lassen Sie mich noch das Ende hinzufügen, das auf den Tod der Fischverkäuferin folgt, die, vom Blitz getroffen, zu Asche verbrannt ist:

Ah, woeful, woeful Ash-heap! Let us take him up tenderly, reverently, upon the lowly Shovel, and bear him to his long Rest, with the Prayer that when he rises again it will be in the Realm where he will have one good square responsible Sex, and have it all to himself, instead of having a mangy lot of assorted Sexes scattered all over him in Spots.

Ich könnte nun den Spieß umdrehen und Ihnen mit englischen Ungereimtheiten aufwarten, denn ich kann Ihnen versichern, dass diese Sprache ebensowenig von Widersinn frei ist wie jede andere auch.

Ich sehe aber davon ab und kehre zu Madariaga zurück, um einen genaueren Blick auf seine gepriesenen romanischen Sprachen zu werfen, deren Festigkeit im Handhaben des Geschlechtlichen, wie sich gleich herausstellen wird, keineswegs unerschütterlich ist; sonst würde zum Beispiel der Zahn im Französischen, nämlich *la dent*, nicht weiblich sein und sowohl im Spanischen, *el diente*, wie auch im Italienischen, *il dente*, männlich. Das Ende ist auf Französisch *la fin*, also feminin, während es auf Spanisch maskulin ist, *el fin*; und auf Italienisch ist es *la fine*, wenn es Ende heißen soll und *il fine*, wenn ein Ziel gemeint ist. Warum, wenn alles so klar und unproblematisch wäre, schwankt der spanische Sprachgebrauch zwischen *el* und *la* radio? Und warum können sich die Spanier so schwer zwischen *la mar* und *el mar* entscheiden, wenn es um die durch und durch weibliche See geht, für die aber das Deutsche, diesmal ausnehmend diplomatisch, auch das neutrale das Meer bereithält.

Wenden wir uns von diesen Sprachen ab und betrachten wir eine andere, einer nicht-indoeuropäischen Gruppe

angehörige, das finno-ugrische Ungarisch, das überhaupt kein Geschlecht kennt. Sowohl der bestimmte Artikel „a“ wie auch der unbestimmte „egy“ bezieht sich auf alle Phänomene der Welt, belebte und unbelebte, Dinge, Kreaturen, Menschen, ohne Genus-Unterschied. Vielleicht kommt Ihnen diese Vereinfachung nicht besonders exotisch vor, weil ja auch aufs Englische zutrifft, dass man „the“ und „a“ gebraucht, ganz gleich, ob es sich um Frau oder Mann, Mädchen oder Knabe handelt. Nur geht das Ungarische einen entscheidenden Schritt weiter. Selbst in Bezug auf erwachsene Menschen ist diese Sprache unfähig oder, wenn Sie wollen, unwillig, zwischen Mann und Frau zu unterscheiden: „ö“ heißt „er“ und auch „sie“, Schluss. Deswegen haben Ungarn auch keinen linguistischen Geschlechtssinn. Selbst wenn sie große Fertigkeit in einer indo-europäischen Sprache erlangt haben, machen sie Fehler, die uns sonderbar oder komisch vorkommen, wenn sie z. B. für eine Frau das Pronomen „er“ verwenden und für einen Mann „sie“. Selbstverständlich bedeutet das keineswegs, dass sie im Leben Schwierigkeiten haben, zwischen Mann und Frau zu unterscheiden.

Genug der Grammatik. Unsere Schlussfolgerung ist höchst einfach. Die Sprachen, jene allerwichtigsten Spiegel, auf die unser Weltverständnis angewiesen ist, haben ein sehr schwächlich ausgebildetes Verhältnis zum Geschlecht. Ihre Indifferenz in diesen Belangen mag man, je nach Ausrichtung, als aufschlussreich oder schockierend empfinden. Tatsache ist, dass da eine Willkür herrscht, die in den tiefsten Sprachschichten angesiedelt und die schwerlich auszumerzen ist. Ich habe Verständnis für beflissene Feministen beider Geschlechter, wenn sie nach Patriarchismen in unserer Rede fahnden. Es hat etwas Herablassendes an sich, wenn im Spanischen, mit dem klaren Unterschied zwischen „el“ padre, der Vater, und „la“ madre, die Mutter, die beiden zusammen „los“ padres oder in familiärer Form „los“ papás genannt werden. Übersetzt man das wörtlich, so bekommt man das absurde „die Väter“ oder „die Papas“ für das neutrale „die Eltern“ im Deutschen. Im Englischen heißt es „parents“, was auf den ersten Blick ebenfalls harmlos wirkt. Geht man aber der Etymologie nach und verfolgt das Wort bis zu seinem lateinischen Ursprung „parere“, also gebären, dann stellt sich auch da das Staunen ein.

Mir hat immer die erfreuliche Mehrzahl „Landsleute“ gefallen, der wir schon in dem Lichtenberg-Zitat begegnet sind, denn sie macht keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern, im Gegensatz zur englischen



Entsprechung „countrymen“. Noch schöner ist das deutsche Wort „Mensch“, dessen englisches Äquivalent „man“ für das ganze Menschengeschlecht herhalten muss, das ja in nicht geringem Ausmaß auch aus Frauen besteht. Der Abstand zwischen dem zusammengesetzten Hauptwort „Mitmensch“ und dem englischen „fellow man“ mit seinem doppelten Ausschluss des weiblichen Elements ist allerdings noch größer. Eine strenge Feministin wird freilich nicht verfehlen, kaltes Wasser auf unseren verfrühten Triumph zu schütten, indem sie uns ihrerseits triumphierend daran erinnert, dass das Deutsche diese Harmonie zwischen den Geschlechtern hier nur vortäusche, denn der Artikel sei ja weiterhin *der* Mensch. Dem könnte man, wiederum frohlockend, entgegenhalten, dass die Menschheit, das Wort für alle und jeden, feminin sei. Aber welchen Sinn hätte das, wo sich doch schon längst herausgestellt hat, dass Männlichkeit und Weiblichkeit Begriffe ohne jegliche sprachliche Relevanz sind.

Lediglich zwei Silben unterscheiden die Geschlechter

Liebe Feministinnen!

Das habt Ihr erreicht, dass sie jetzt immer zwei Silben anhängen, um uns zu versichern: wir sind gemeint! Staatsbürgerinnen, Zuhörerinnen, Schriftstellerinnen...

Und apropos: Wie kommen die Angestelltinnen dazu, vergessen zu werden? Ich muss gestehen: Ich habe mich immer betroffen gefühlt – auch ohne Anhängsel. Staatsbürger, Zuhörer, Dichter waren bisher für mich ohne Geschlecht. Fehlt gerade noch, dass sie im Kultraum den „lieben Christinnen“ schmeicheln!

Da hört sich für mich der Spaß auf.

Irgendwo möchte ich einfach ein Mensch sein!

Erika Mitterer
Wien IX.

Dieser Leserbrief erschien in der „Presse“ vom 24/25.2.1990

Und so könnte die Schlacht der Worte unentschieden weitertoben. Worauf es mir jedoch ankommt, ist leicht auszudrücken. In der Sprache ist die Geschlechterzuweisung nicht so eindeutig, wie manche meinen oder vielleicht wünschen. Sprache besteht aus einer endlosen Kette von Gepflogenheiten, die tief sitzen und schwer zu ändern sind. Man kann die Willkür der Sprache bedauern und durch ständige Wachsamkeit die offenkundigen sowie versteckten Vorurteile, die sie enthält, aufdecken. Man kann bestimmte Ausdrücke bezweifeln und versuchen, sie durch andere zu ersetzen. Man kann den Fluss eines Satzes unterbrechen und in Sprachen, die diesen Unterschied kennen, ein „sie“ vor oder nach einem „er“ einfügen. Man kann im Englischen für den Begriff „chairman“ das Wort „chair“ verwenden, um darauf hinzuweisen, dass auch Frauen diese verantwortungsvolle Funktion ausüben. Allerdings ist dies eine fragwürdige Verbesserung, denn mir scheint es keineswegs schmeichelhafter für eine Frau, in einen ordinären Gebrauchsgegenstand als in einen Mann verwandelt zu werden. Die Prägung „chair“ beleuchtet überdies eine neue Gefahr, nämlich die, dass der Versuch, Frauen wenigstens sprachlich auf die gleiche Ebene mit den Männern zu heben, in die Erniedrigung beider Geschlechter ausartet. Was immer man tut, um die Sprache zu disziplinieren, es wird eine Sisyphus-Arbeit daraus.

Vor einigen Jahren erschien ein amüsantes Buch mit dem Titel „Die Töchter Egalia“. Die norwegische Autorin veröffentlichte es unter dem Pseudonym Gert Brantenberg. Egalia ist der Name einer utopischen Gesellschaft in der fernen Zukunft der Menschheitsgeschichte. Das Land wird völlig von Frauen regiert, die sämtliche wichtigen Positionen besetzen, während die Männer in Küchen und andere Stätten geringer Verrichtungen verbannt sind. Egalia ist trotz seines beschönigenden Namens durch und durch ein Matriarchat, in dem von Gleichheit keine Rede sein kann und dessen Mentalität auch die Sprache gründlich beeinflusst hat. Die unpersönliche Partikel „man“ ist gänzlich daraus verbannt und durch ein klein geschriebenes „frau“ ersetzt, von dem es sogar eine Dialektform für die unteren Bevölkerungsschichten gibt, die „wib“ lautet; was nahelegt, dass die Beseitigung eines sozialen Übels noch lange nicht die Überwindung anderer automatisch nach sich zieht. Statt solcher Ausdrücke wie „Mein Gott“ oder „Du lieber Gott“ wird unweigerlich „Meine Göttin“ oder „Du liebe Göttin“ gebraucht. Ich weiß nicht, ob der Roman ins Englische übersetzt wurde. Ich stelle mir das wegen der vielen sprachlichen Fallgruben keineswegs einfach vor, obwohl ich weiß, dass man die Übersetzung aus



dem Norwegischen ins Deutsche geschafft hat. Eine findige Übersetzerin, vielleicht gar jemand männlichen Geschlechts, könnte schon Entsprechungen finden, z. B. „seawoman“ für „Seefrau“, die leicht als weibliche Matrosin erkannt werden kann. Oder die Übersetzer lassen sich etwas ganz Abwegiges für die Formel „Befrauschung“ einfallen, die dauernd statt des patriarchalischen „Beherrschung“ für Frauenkontrolle im Text auftaucht, auf dem Gegensatz zwischen „Herr“ und „Frau“ beruhend. Aber einfach dürfte es nicht sein, denn das aus dem Lateinischen abgeleitete „domination“ kann sich sowohl auf „dominus“ wie auch auf „domina“ beziehen und erzeugt daher den Kontrast erst gar nicht.

Meine Aussage ist wiederum dieselbe wie schon früher: Es besteht ein großer Unterschied zwischen der Sichtbarmachung eines in die Sprache eingebetteten Vorurteils und seiner Behebung. Die Heiterkeit, die von den Ersatzausdrücken „Meine Göttin“ und „befrauschen“ ausgeht, bedeutet ja nichts anderes als unsere Einsicht in die Schwierigkeit, eine sprachliche Gewalttätigkeit durch eine andere zu ersetzen. Die Italiener kennen ein beherzigenswertes Sprichwort, das den Abgrund zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, zwischen

Sprache und Realität, was immer diese sein mag, aufzeigt: Fra il dire e il fare c'è di mezzo il mare – zwischen Reden und Tun liegt ein Ozean. Dies ist volkstümliche Weisheit in Reinkultur. Die feministischen Reformatorinnen scheinen einer weniger skeptischen Tradition zu huldigen, die man mit dem lateinischen Aphorismus „quod non est in lingua non est in mundo“ umschreiben könnte, oder genauer: „quod est in lingua est in mundo“ – was in der Sprache ist, das findet sich auch in der Welt, eine Behauptung, die mir als unhaltbarer Idealismus erscheint. Indem sie die Fossilien männlicher Überheblichkeit bloßlegen, die in der Sprache verkrustet sind, und indem sie immer wieder ihre Vorschläge zur egalitären Veränderung unterbreiten, bekunden Feministinnen nicht bloß ihren Glauben an Gerechtigkeit und Vernunft, sondern auch ihren Widerstand gegen die herrschenden Konventionen. Ich wünsche ihnen allen Erfolg. Die Erfahrung lehrt, dass manche Reformen in unserer Sprachgeschichte sich durchgesetzt haben. Die meisten sind gescheitert.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen der Sichtbarmachung eines in die Sprache eingebetteten Vorurteils und seiner Behebung. Die Heiterkeit, die von den Ersatzausdrücken „Meine Göttin“ und „befrauschen“ ausgeht, bedeutet ja nichts anderes als unsere Einsicht in die Schwierigkeit, eine sprachliche Gewalttätigkeit durch eine andere zu ersetzen.

Um die tiefe Ambivalenz herauszustellen, die auf dem Gebiet der Geschlechtlichkeit waltet, möchte ich noch einen Augenblick beim Roman von Gert Brantenberg verweilen. „Die Töchter Egalias“ ist ein Roman, der wie ein Spiegelbild unserer eigenen sozialen Welt gebaut ist, nur eben verkehrt. Der unterdrückte Held, ein Junge, ist wie alle Männer durch die Frauen entmündigt, die die Gesellschaft lückenlos beherrschen. Er kann nicht tun, was er will, es ist ihm sogar verwehrt, seine Wünsche zu artikulieren. Bei jedem Schritt wird er daran erinnert, dass er Glied des schwachen Geschlechts ist, als nicht stark genug angesehen wird, sich Betätigungen zu widmen, die ihm am meisten zusagen würden, wie etwa die Seefahrt, die ganz und gar Frauen vorbehalten ist. Jedesmal, wenn er darangeht, seinen Träumen Ausdruck zu verleihen, wird ihm bedeutet, sein Platz sei in der Küche. Dieser systematischen Zurücksetzungen überdrüssig, gründet er mit einigen Leidensgenossen eine

„maskulinistische Vereinigung“ und gegen Ende der Geschichte schreibt er gar einen männlichen Befreiungsroman, der ironischerweise mit ganz den gleichen Sätzen beginnt wie der Roman Gert Brantenbergs selbst. Man braucht nur den Anfang wieder aufzuschlagen, um sich amüsiert dieser Identität zu vergewissern.

Um die Wirkung seines Manuskripts zu erproben, liest er seiner Familie ein Kapitel vor, mit dem Erfolg, dass er den Spott seiner Mutter hervorrufft. Wenn es in früheren Zeiten, widerspricht sie, patriarchalische Gesellschaften gegeben habe, in denen die Männer nicht nur getan hätten, was ihnen beliebte, sondern sogar noch Macht über die Frauen gehabt hätten, wie er behaupte, warum seien diese dann verschwunden, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen?! Nein, die Männerbefreiung sei ein Unding, ein Affront gegen den gesunden Menschenverstand. Die Männer besäßen nun einmal die geistigen und körperlichen Kräfte nicht, um eine rühmliche Rolle in der Welt zu spielen. Was er um sich herum sähe, sei nicht die Folge von Absicht oder Verschwörung, sondern von Natur und Notwendigkeit.

Ich brauche mich nicht in weitere Einzelheiten zu verlieren. Selbst diese wenigen Anspielungen dürften ausreichen, um nahezu legen, dass die einfache Technik der totalen Umdrehung zwei Perspektiven erzeugt. Der



vordergründige Effekt zeigt mit schärfster Klarheit die absurden Sitten, in die wir hineingeboren sind. Da die Menschen keine andere Realität kennen, stellen die meisten diese nicht in Frage und sehen ihren Widersinn nicht. Mich erinnert die Sache an die Londoner Großstadtkinder während des letzten Weltkriegs, die aufs Land evakuiert wurden und dort zum ersten Mal Kühe zu Gesicht bekamen. Wie erstaunt waren sie, als sie erfuhren, dass diese sonderbaren Vierbeine die Spender jener ihnen täglich verabfolgten Milch waren, die sie bislang für ein wenig geglücktes Nebenprodukt der Coca-Cola-Fabrikation gehalten hatten.

Allerdings vermittelt die Ironie, mit der der Roman „Die Töchter Egalías“ endet, eine zweite subtilere Einsicht, die seinen feministischen Bewunderern entgangen war, nämlich dass es nicht genüge, die Gesellschaft mittels einer symmetrischen Revolution umzustülpen. Das würde lediglich die vorherrschenden Verhaltensweisen reproduzieren, ohne abzuschaffen, was Menschen bedrängt und erniedrigt. Es genügt nicht, ein Geschlecht von der Unterdrückung durch das andere zu befreien, es gelte, die Unterdrückung selbst zu beseitigen. Alles andere fällt in Nietzsches Kategorie der schrecklichen Vereinfachungen.

Nun habe ich unversehens die Mitte zwischen den Extremen erreicht, mit denen ich anfang, jenen sicheren Boden, der gleich weit entfernt ist vom Endpunkt weißhaariger Entsagung und der frühen Begegnung des Schulknaben mit den vertrackten Hauptwörtern. Ich möchte meine Überlegungen mit einem Zitat aus einem Artikel mit dem Titel „Warum wir die Era¹ verloren“ von Barbara Ehrenreich beschließen, wo sie schreibt:

Vereinfacht kann man sagen, dass die Frauenbewegungen historisch zwischen zwei Richtungen zu wählen hatten. Die eine verlangte die Geringschätzung der Geschlechterdifferenzen und den Einstieg in die rauhe Welt der Spiele, wie die Männer sie treiben. Die andere Richtung suchte die Unterschiede zu betonen – Schwäche, Mütterlichkeit, Geistigkeit und dergleichen

¹ Era: Akronym für den Verfassungszusatz, der die Gleichberechtigung der Frauen verankern sollte, aber fehlschlug

mehr – und die größtmöglichen Vorteile daraus zu ziehen. Die Feministinnen der ersten Welle entschlossen sich für die zweite Variante, indem sie ihre Argumente zugunsten des Frauenwahlrechts auf die angeborene Würde der „Mütter des Menschengeschlechts“ zurückführten. Sie gewannen das Stimmrecht, verloren aber den wichtigeren Kampf. Man ließ sie auf ihren Sockeln stehen, während das 20. Jahrhundert an ihnen vorbeirauschte.

Die zweite Welle der Frauenrechtlerinnen zog Gleichheit vor, zum Teil schon deswegen, weil sie nicht gewillt waren, sich durch das Gerede von der Differenz betrügen zu lassen. Uns in diesem zweiten Schub blieb keine andere Wahl, als in die Welt hinauszugehen und für unseren eigenen Unterhalt zu sorgen, und da wir schon einmal dabei waren, wollten wir auch für unsere Arbeit bezahlt werden, statt uns bloß schmeicheln zu lassen.

Aber unser Bestehen auf Gleichheit wurde mitunter ein unkritisches Streben nach Assimilation. Wir wollten Ärztinnen und Rechtsanwältinnen werden, und sehr bald beanspruchten wir die Stellungen von Managern in Konzernen, die kosmetische Produkte und Raketen erzeugen. Wir vergaßen, dass gewisse Unterschiede, besonders diejenigen, die sich in der langen Zeit des Ausschlusses aus der Männerwelt herausgebildet hatten, nicht mit einem Mal überwunden werden können, ja dass manche, z. B. die ein wenig größere Skepsis der Frauen gegenüber Krieg und Profit, wahrscheinlich gar nicht überwunden werden sollten.“

Es stellt sich also heraus, dass beide Wege ihre groben Fehler haben. Was soll geschehen? Barbara Ehrenreich kommt zu diesem Schluss:

„Nur die volle Gleichberechtigung kann zufriedenstellen, und ... in einer durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit entstellten Welt kann bloße Gleichheit niemals genügen.“

All das überzeugt mich durch seine unwiderlegliche Vernünftigkeit und erinnert mich auch an die alte sprichwörtliche Weisheit über die Geschlechterbeziehung: „Vive la petite différence“, aber nicht in dem frivolen Sinn, in dem sie meist zitiert wird. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenken, dass dieser bekannte französische Spruch drei leicht kenntliche Teile aufweist, auf die jeweils der Akzent gelegt werden kann. In der Jugend ist man aus Begeisterung über die lockenden Möglichkeiten der Welt versucht, das „vive“ zu betonen. Später, auf der Höhe ausgeformter Individualität



Bild: www.vigile.net



und gefestigten Selbstvertrauens mag man „différence“ vorziehen, als Ausdruck des Stolzes und des Verlangens nach Erfolgen. Und wenn man endlich aus den Bedrängnissen der Leidenschaft entlassen ist und den Lebenslauf aus der Perspektive des Zurückblickenden überschaut, dann ist man eher geneigt, das „petite“ hervorzuheben, wie ich es heute getan habe. Und um den Vorzug, den ich dieser Betonung gegeben habe, weiter zu rechtfertigen, kehre ich jetzt zu Georg Christoph Lichtenberg, mit dem ich begonnen habe, zurück, indem ich seine Klopstock erteilte Antwort auf folgende Weise ummünze:

Freunde, warum das Wort „Geschlecht“ mit offenen Nasenlöchern aussprechen? Diese Körpersprache ist ein sicheres Zeichen, dass euer Eifer bloße Mode ohne feste Überzeugung ist. Wer wird schon bestreiten, dass Geschlechtlichkeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Leben ist und dass Klugheit und Talent ziemlich gleichmäßig in der Menschenwelt verteilt sind, wohin man auch blickt. Nur Narren oder Unwissende werden diese offenkundige Wahrheit leugnen. Also lassen wir diese gänzlich unnütze Prahlerei.

Egon Schwarz, geb. 1922 in Wien; 1938 Emigration nach Südamerika, 1949 Übersiedlung in die USA; Studium der deutschen und romanischen Philologie. Seit 1961 Professor für deutsche Literatur an der Washington University in St. Louis/Missouri. Zahlreiche Publikationen zur spanischen, deutschen und österreichischen Literatur und Kultur, vor allem zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Exilliteratur. In deutscher Sprache ist u. a. erschienen: „Das verschluckte Schluchzen – Poesie und Politik bei Rainer Maria Rilke“ (1972); „Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre“ (1979; als Taschenbuch 2005 unter dem Titel „Unfreiwillige Wanderjahre: Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente“ mit einem Nachwort von Uwe Timm); „Ich bin kein Freund allgemeiner Urteile über ganze Völker – Essays über österreichische, deutsche und jüdische Kultur“ (Hrsg. von D. Goltschnigg und H. Steinecke, 2000); »Die japanische Mauer. Ungewöhnliche Reise Geschichten« (2002).